

Gastkolumne

Und für den Herrn bitte ein Sachbuch

Geht es um historische Lektüre, gibt es ein geschlechtergetrenntes Angebot: Analysen für Männer, historische Romane für Frauen



Caspar Hirschi

Bücher sind wie Rosenkohl. Sie verkaufen sich am besten von Oktober bis Dezember. Ihre Hauptsaison beginnt mit der Frankfurter Buchmesse und endet abrupt an Heiligabend. Wären Bücher verderblich, müsste man sie über den Rest des Jahres im Tiefkühlsortiment führen.

Die saisonale Konjunktur des Buchhandels lässt die Prognose vom baldigen Tod des gedruckten Buches ins Leere laufen. Kindle-Dateien passen nicht so gut unter den Christbaum. Was aber macht das Buch zur besonderen Gabe? Es ist ein Symbol für Vertrautheit oder sogar Seelenverwandtschaft zwischen Schenkenden und Beschenkten. Anders als eine Flasche Wein setzt es eine nähere Bekanntschaft mit der beschenkten Person voraus oder signalisiert sogar den Wunsch, diese möge die eigenen Interessen und Geschmacksvorlieben teilen. Eine Büchergabe ist eine Geste mit Gewicht, auch wenn sie das Portemonnaie wenig belastet.

Natürlich verstärken Verlage diese Symbolik nach Kräften, indem sie Bücher so gestalten, dass sie sich wie ein Stück Identität verkaufen lassen. Auffällig ist allerdings, wie stark Verlage auf alte Geschlechterklischees setzen. Was wir selbst im gehobenen Segment an Identifikationsangeboten erhalten, sollte uns zu denken geben. Man könnte

meinen, Frauen und Männer lebten in separaten Lesewelten.

Nehmen wir Bücher zur Geschichte. Historische Abhandlungen gehören zu den meistverkauften Sachbüchern. Die britische Althistorikerin Mary Beard klagte über eine erdrückende Dominanz von «Big books by blokes about battles» – dicken Büchern von Burschen über Schlachten. Ganz so arg ist es zwar nicht, aber einseitig allemal. Der Markt wird beherrscht von Büchern zu grossen Männern, grossen Kriegen und zum grossen Ganzen. Es sind Bestseller wie Heinz Schillings «Martin Luther», Christopher Clarks «Die Schlafwandler» oder Yuval Hararis «Eine kurze Geschichte der Menschheit».

Historische Sachbücher richten sich nicht nur vornehmlich an Männer, sie sind auch überwiegend von Männern verfasst. 21 der 23 meistverkauften Geschichtstitel in den USA stammten 2014 aus der Feder von Männern, in Grossbritannien waren es 2015 46 von 50 Bücher. Die Zahlen im deutschsprachigen Raum dürften noch einseitiger sein. Es gibt nur eine Sachbuchsparte, in der Historikerinnen einen ansehnlichen Absatz versprechen: Frauenbiografien wie Barbara Stollberg-Rilingers «Maria Theresia». Auch hier erfüllt Geschlechtertrennung eine identitätsstiftende Funktion.

Woher rührt die Dominanz dickleibiger Männerbücher? Historische Sachbücher haben einen anderen Bestimmungsort als fiktionale Literatur. Es ist nicht das Kopfkissen im Schlafzimmer, sondern der Fauteuil im Salon, dort, wo Gastgeber mit Gästen ins Gespräch kommen. Ihr breiter Rücken ist ein Augenfänger und zugleich ein Ausweis für intellektuelle Ambition. Was sie aber zu idealen Anknüpfungspunkten für die gehobene Konversation macht, ist ihre

Existiert für geschichtlich interessierte Frauen gar kein passendes Geschenk? Das wäre seltsam, denn Frauen lesen mehr Bücher als Männer.

paradoxe Qualität als gesteigerte Gegenwartsliteratur. Gerade für Bestseller gilt: Die Geschichte, die sie erzählen, mag noch so weit zurückliegen, sie erklärt unsere eigene Zeit und erhebt den Anspruch, politische Orientierung zu leisten. «Die Männer von 1914 sind unsere Zeitgenossen», postuliert Clark im Buch «Die Schlafwandler». Solche Behauptungen wollen besprochen werden, und das geht am besten, wenn das Buch anlässlich eines runden Jahrestages erscheint und Diskussionsanstösse für das öffentliche Gedenken gibt.

Um jedem Missverständnis vorzubeugen: Die politische Orientierungsleistung historischer Sachbücher ist, gerade für heutige Demokratien, von unschätzbarem Wert. Irritierend ist bloss, dass so viele Titel als Männeraccessoires daherkommen, als wäre die historisch informierte Erörterung öffentlicher Angelegenheiten noch immer eine Domäne für intellektuell potente Herren.

Existiert für geschichtlich interessierte Frauen gar kein passendes Geschenk? Das wäre seltsam, denn Frauen lesen mehr Bücher als Männer. Der Buchhandel diskriminiert nicht, er segregiert. Die Damen erhalten ein alternatives Identitätsangebot in Gestalt des historischen Romans. Anstatt kühler Analysen mit Aktualitätsbezug verheisst dieser starke Emotionen in fremdem Dekor. Es gibt Cover zuhauf mit schönen Heldinnen im wallenden Kleid, die Hände gefaltet, den Blick in die Ferne gerichtet. Mögen sie auch fortschrittlicher ausgestaltet sein, als sie aussehen: Wenn das der Stand der Emanzipation ist, liegt noch ein weiter Weg vor uns.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Ein schwarzer Freitag für den Journalismus



Michael Furger

Es ist Wichtiges passiert diese Woche: Eine Million Uiguren werden in Internierungslagern gehalten. In Albanien sterben Dutzende von Menschen bei einem Erdbeben. Und der Miele-Staubsauger bei Fust kostet nur 399 statt 599 Franken.

Was hat die Online-Medien am meisten interessiert? Der Staubsauger natürlich, oder grösser gedacht: der Black Friday. Verschiedene Redaktionen haben es geschafft, eine platte Rabattaktion des Detailhandels zu einem Medienereignis aufzublasen, wie man es nur von Terroranschlägen oder Flugzeugabstürzen kennt: Live-Ticker, Videos mit Augenzeugen, Nachbereitung mit sogenannten Experten. Und natürlich wurden die Leser aufgerufen, Bilder vom Tatort einzusenden. Ich und mein neuer Fernseher – das muss natürlich in die Medien.

In bewegten Bildern konnte man erfahren, wie ein Jugendlicher sich gerade zwei Pullover gekauft hatte. Hinter ihm waren Läden zu sehen, in denen nicht mehr pasierte als sonst unter dem Jahr. Denn der unkontrollierbare Ansturm der Kunden, die sich um TV-Geräte prügeln und Glasüren eindrücken, blieb aus. Wenn kümert es? Es gab ja Bilder von Läden in den USA, Brasilien oder Namibia, wo solches passierte. Die konnte man publizieren.

Erstaunlich ist, wie unbedenklich die Medien sich zu willfährigen Gehilfen der Discounter gemacht haben. Die Rabattschlacht wurde über Tage medial angeheizt. Online-Portale durften erklären, dass sie gut vorbereitet seien für ihre Kunden. Filialleiter bekamen die Gelegenheit, für ihre Produkte zu werben. Und der Betreiber eines Schnäppchenjäger-Portals gab als Experte Tipps, wie man an diesem Tag besonders effizient einkauft. Alles total uneigennützig und unabhängig natürlich.

Ernsthaft, Kollegen, habt ihr wenigstens Geld genommen für diese nette Dauerwerbesendung?

Michael Furger ist Leiter des Ressorts Hintergrund der «NZZ am Sonntag».

51 Prozent

Hohe Frauenlöhne belasten Männerpsychen



Nicole Althaus

Kurz ergriff mich das Bedürfnis, mit etwas zu werfen, als ich eine Schlagzeile der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» las, aber was nützt das, wenn derjenige, nach dem man es werfen möchte, nicht anwesend ist, sondern einen elektronisch verärgert, ohne das auch nur zu bemerken: «Warum Frauen nicht zu viel verdienen sollten» – so lautete die Überschrift zu einer aktuellen Studie, die feststellte, dass die Stabilität der männlichen Psyche vom weiblichen Lohn abhängt.

Passenderweise ist es draussen dunkel und nass, über die Fenster läuft schwarzer Regen, und obwohl es so aussieht, als würde es nie wieder hell, ist es erst kurz nach vier. So düster wie der Novembernachmittag

stimmt mich diese Schlagzeile. Einmal mehr sollen die Frauen ein Problem lösen, das uns das Patriarchat eingebrockt hat.

Was hat man nicht alles getan, um die Beteiligung der Frauen am Arbeitsmarkt zu steigern: Zuerst wurde der Zugang der Frauen zur Bildung verbessert. Mit Erfolg. Der gewachsene Dienstleistungssektor hat die weiblichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt weiter erhöht, und in den letzten Jahren sind Frauen auch in leitenden Positionen mehr als nur willkommen. Doch kaum zahlen sie tüchtig in die Haushaltskasse ein, wird das sofort problematisiert. Denn da ist ja auch noch der Mann. Und sein Wohlbefinden hängt offenbar auch vom Lohn ab, den seine Frau oder Freundin nach Hause bringt.

Die Ökonomin Joanna Syrda von der britischen Universität Bath hat Daten von sechstausend heterosexuellen Paaren zwischen 2001 und 2015 ausgewertet und herausgefunden, dass Männer am entspanntesten sind, wenn ihre Partnerinnen rund 40 Prozent zum Gesamteinkommen des Haushaltes beitragen. Verdienen sie weniger, steigt der Stresspegel des Alleinernährers – allerdings weit weniger stark, als wenn sich die Rollen

vertauschen und die Frauen zu Haupternährerinnen der Familie werden. Das mache den Mann nervös, ruhelos und traurig, so die Studienleiterin. Dann nämlich hadere er mit seinem Selbstwertgefühl, weil er das kulturell geprägte Rollenbild nicht mehr erfülle.

Diese Erkenntnis ist weder bahnbrechend noch sonderlich erstaunlich. Aber sie könnte erklären, warum sich das weibliche Teilzeitarbeiten in der Schweiz so hartnäckig hält. Rekapitulieren wir: Ihm ist es am wohlsten, wenn sie die Extras finanziert, Ferien also, Schuhe und den Reitunterricht der Tochter. Und ihr offenbar auch. Bereits 2015 hat Ökonomin Marianne Bertrand herausgefunden, dass der Lohn des Mannes das Arbeitsverhalten der Frau direkt beeinflusst: Hat die Frau das Potenzial, mehr zu verdienen als der Mann, den sie geheiratet hat, dann ist die Chance, dass sie sich aus dem Arbeitsmarkt ganz oder teilweise heraushält, sehr viel grösser, als wenn sie schlechter ausgebildet ist als ihr Angetrauter. Bertrand konnte anhand amerikanischer Daten zeigen, dass Frauen, die besser ausgebildet sind als ihre Ehemänner, überdurchschnittlich oft ihr Lohnpotenzial nicht ausschöpfen, indem sie

Ein grosser Lohn kann die Frau teuer zu stehen kommen.

entweder nur Teilzeit arbeiten oder auf Karrierechancen verzichten.

Für die Volkswirtschaft ist das eine schlechte Nachricht. Solange ein guter Lohn bei Männern als attraktiv, bei Frauen aber als Bedrohung empfunden wird, laufen sämtliche Gleichstellungsbemühungen ins Leere. Erst wenn die ökonomische Lage ein Doppeltinkommen nötig macht, scheint dieser Dünkel zu verschwinden.

Warum sind Frauen immer noch bereit, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen? Sie tun es offenbar für die Liebe. Und damit auch für ihr eigenes Wohlbefinden. Verdienen sie nämlich weniger als der Göttergatte, steigt das Eheglück. Sobald aber die Lohntüte der Frau grösser ist als die des Mannes, steigt das Scheidungsrisiko. Ein grosser Lohn kann die Frau also teuer zu stehen kommen. Auf unser Hochlohnland bezogen, stellt sich die Frage: Halten sich Schweizerinnen vielleicht gar nicht aus Bequemlichkeit von Vollzeit-jobs fern? Tun sie es vielmehr aus Rücksicht auf Mann und Hausfrieden?

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».